

Wenn Gräben unüberbrückbar sind

Autor(en): **Gent, Werner van**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zenit**

Band (Jahr): - **(2019)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-927168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn Gräben unüberbrückbar sind

Nach vier Jahrzehnten Berichterstattung aus Kriegen und Krisen weiss der Journalist Werner van Gent nur zu gut, dass Brückenbauen und das Überwinden von kulturellen Gräben meist mühselige Kleinarbeit ist.

VON WERNER VAN GENT

Im Drehrestaurant im schicken Norden Teherans schien der Tisch für ein Gala-Dinner angerichtet zu sein: schweres Besteck, Weingläser aus Kristall und eine unglaublich reiche Auswahl an persischen Vorspeisen. Iranische und schweizerische Fähnlein standen neben einer silbernen Schale mit einem Berg aus herrlichen Früchten. In etwa so würde man sich ein Gelage am Hofe eines persischen Grosskönigs vorstellen. Keine Frage; der Gastgeber, ein bekannter Geschäftsmann, hatte sich grosse Mühe gegeben, seine schweizerischen Gäste ausgiebig zu bewirten.

Das Festmahl nahm seinen Lauf, die persische Küche ist berühmt wegen ihrer Vielfalt. Das Gespräch verharrte lange Zeit beim, wie überall im Orient üblich, so wichtigen Austausch von ausschweifenden Freundlichkeiten, die stets im Detail von unseren zwei Übersetzern weitergereicht wurden. In beiden Richtungen, versteht sich, wobei bald klar wurde, dass wir Schweizer diesbezüglich noch einiges dazulernen könnten. Wir gaben uns redlich Mühe. Doch nachdem eine neue Schale mit herrlichen Fleischgerichten aufgetischt wurde, unterlief mir ein Faux-pas. «Wie schön wäre es, wenn wir diese herrlichen Speisen noch mit einem Glas Syrah hätten ergänzen dürfen.»

Bei uns wäre eine solche Bemerkung womöglich als unangemessene Kritik aufgenommen worden. Der Gastgeber lächelte aber freundlich und sagte: «Dann lade ich Sie alle nach dem Essen zu mir nach Hause ein, dort habe ich einen Keller voll mit den besten Weinen.» Dann tat der iranische Übersetzer etwas, was er nach iranischen Gepflogenheiten nie hätte tun dürfen: Er übersetzte die Einladung des Gastgebers lautstark. Die schweizerische Gruppe war begeistert. Erst viel später beichtete mir der zweite Übersetzer, dass er kurz darauf mitgehört hatte, wie der Gastgeber seine Frau anrief mit der Bitte, irgendwie irgendeinen Wein für diese Ausländer aufzutreiben.

Der Hausbesuch fand statt, der Wein war abscheulich und das Ganze war der Gastgeberin offensichtlich höchst

peinlich. Was war schief gelaufen? Ich hatte den Verhaltenskodex des «Tarooof» nicht beachtet, der erste Übersetzer ebenfalls nicht. Demnach hätte ich, ohne dies an die grosse Glocke zu hängen, die freundliche Einladung ebenso freundlich unter Verweis auf alle möglichen Unabdingbarkeiten mindestens drei Mal ablehnen müssen. Leider, leider, unser Zeitplan, das Programm am nächsten Tag, das Wetter, was auch immer. Fadenscheinig sind im Zusammenhang mit dem «Tarooof» nur jene Argumente, die nicht mit Inbrunst vorgetragen werden.

«Tarooof» bildet im Verhältnis zwischen Iranern und Schweizern einen unsichtbaren, aber real existierenden Graben. Wie soll man aber Geschäfte machen, wenn «ja» eigentlich «nein» heisst und «nein» so nie ausgesprochen wird? Die Globalisierung hat zwar einen amerikanisch geprägten Diktus im Geschäftsumgang geschaffen, der aber vorwiegend von den Amerikanern beherrscht und von der übrigen Welt nur nachgeäfft wird. Diese globalisierte Sprache ist eine Notbrücke, die die Gräben nur augenscheinlich überbrückt.

Keine Win-win-Situation

Das zeigte sich in Athen, wo ein schweizerischer Geschäftsmann mich gebeten hatte, ein zukunftsweisendes Projekt der Abfallbeseitigung zu propagieren. Athen versank im Abfall, das Problem stank wortwörtlich zum Himmel. Dazu hatte der Schweizer auch noch die Finanzierung mitgebracht. Alle drei Gesprächspartner schauten mit undurchdringbaren Mienen auf ihr Gegenüber. Einer meinte «interessant, wir melden uns», ohne sich je zu melden, und ein anderer sagte: «Ich kann ihnen 20 Gründe nennen, weshalb dieses Projekt in Griechenland nie funktionieren wird.»

Der Schweizer verstand die Welt nicht mehr, hatte er doch ein Produkt im Angebot, das nach 15 Jahren in den Besitz des jeweiligen Betreibers übergehen würde, das hervorragend funktionierte und für die Abfallmisere in Athen



eine dringend benötigte Lösung darstellen würde. «Es ist doch eine Win-win-Situation», versuchte er noch zu retten, was schon verloren war. In Griechenland gibt es im harten Verdrängungsgeschäft auf kommunaler Ebene keine Win-win-Situationen, sondern nur Win-loose-Situationen. Ich gewinne, du verlierst. Das Projekt wurde nie verwirklicht, Athen bewegt sich zehn Jahre später immer noch am Rande des Abfallkollapses.

Solche Erfahrungen zeigen, wie schwierig es auch für Journalisten sein kann, kulturelle Gräben zu überwinden. Wir müssen das verständlich machen, was nach den Bedingungen zu Hause im Grunde gar nicht verstanden wird. Im Verlaufe des sogenannten «arabischen Frühlings» hörte ich öfter, als mir recht war: «Diese Völker haben ja gar nicht die lange Erfahrung mit der Demokratie wie wir.» Dieses Argument reißt einen Graben auf, der kaum noch überbrückbar ist. Als ob wir «unsere» Rechtsstaatlichkeit – die ich über alles schätze – einfach so, sozusagen als Dank für unseren Fleiss und unsere Rechtschaffenheit, erhalten hätten.

In den vier Jahrzehnten der Berichterstattung aus Kriegen und Krisen ist mir heute klarer denn je zuvor, dass die-

Menschen in all diesen Ländern letztlich nur eines wollen: ein besseres Leben für sich und für ihre Kinder. Sie wissen meist haargenau, dass die Potentaten, welche ihre Länder beherrschen, diese Herrschaft mit Gewalt, mit Klientelwirtschaft und mit der damit einhergehenden Korruption zementieren. Für mich war dieser universelle Wunsch nach Rechtsstaatlichkeit aber immer das Fundament der Brücken, die ich bauen wollte, um zu verstehen, was vor sich ging. Das war der Leitfaden; daraus ergaben sich Respekt, aber auch Ablehnung, wenn dieser Wert nicht beachtet wurde. Ausgewogener beziehungsweise «objektiver» Journalismus sollte man ja nicht mit Wertfreiheit verwechseln!

«Brückenbauen durch die Berichterstattung, man kann es auch so sehen, ist mühsame Kleinarbeit. Aber es macht Freude, wenn die Brücke einmal hält.»

Seit ziemlich genau vierzig Jahren berichtet Werner van Gent für Schweizer Medien aus einem Gebiet zwischen der Adria und dem Hindukush. Er lebt mit seiner Frau Amalia abwechselnd in Griechenland und in Remetschwil AG. Seit 2007 organisiert er Reisen für kleine Gruppen sowie Symposien zur Lage der Welt. Mehr dazu auf www.treffpunktorient.ch